

«Ich habe meine Prinzipien»

Trainerlegende Arno Ehret soll die Kadetten zum fünften Meistertitel in Serie führen. Der 64-Jährige spricht im Interview über Badenser Weisheiten, die Angst vor dem Scheitern und DDR-Handball. Und über sein künstliches Fussgelenk.



Foto: Stefan Kiss

■ Kevin Brühlmann

Etwas verspätet biegt Arno Ehret um die Ecke. Dann steht er in seinem Trainingsanzug da, drahtig wie ein Marathonläufer, und entschuldigt sich erst mal. «Viel um die Ohren», sagt der 64-Jährige. Und das will bei ihm etwas heissen.

In fast 50 Jahren Handball hat der Deutsche schon einiges erlebt – vom Weltmeistertitel 1978 bis zum Job als Nationaltrainer Deutschlands und der Schweiz. Dass sich Arno Ehret im Dezember 2017 für eine sechsmonatige Rettungsmission bei den Kadetten Schaffhausen bereit erklärt

hat, dürfte selbst ihn an seine Grenzen bringen. Ab heute, wenn die Playoffs beginnen, gilt das in doppeltem Masse.

az Arno Ehret, Sie sind ja ein waschechter Badenser aus dem Schwarzwald. Es gibt da eine interessante Theorie: Die Badenser sind die Schaffhauser Deutschlands. Und umgekehrt. Arno Ehret Tatsächlich?

Was die einen in Deutschland sind, sind die anderen in der Schweiz: Man verwechselt ihren Dialekt ständig – mit dem Schwäbischen respektive dem

St.-Galler-Dialekt. Was beide ärgert.

Das stimmt. Einen Badenser darfst du keinen Schwaben schimpfen. Wobei: Wir kommen ja alle aus dem alemannischen Sprachraum. *Wenn i schwätze wörd, wie ma diheim gschwätzt hed, isch des nit so wiit weg.*

Jetzt schwätzen Sie aber nicht.

Was ich spreche, ist eine Art badisches Schriftdeutsch. Als ich Schweizer Nationaltrainer wurde, versuchte ich, Schweizerdeutsch zu reden. Bei der Auswahl kam schon der erste Haken zum Vorschein: Basler, Zürcher oder St. Galler Dialekt? Je-

denfalls klang das etwas komisch. Denn so richtig kriegte ich es nicht hin. Dann griff ich zum badischen Schriftdeutsch. Da haben mich auch alle verstanden.

Das Badische ist ja sehr bildhaft. Da gibt es zum Beispiel das schöne Sprichwort «Des kannsch halde wie sella uffm Dach»: Etwas so tun, wie man will. Das passt doch zu Ihnen.

Wenn man es so interpretiert, dass ich Dinge so machen will, wie ich meine, dass sie korrekt sind und der Sache dienen, dann ja. Das heisst nicht, dass es auf Teufel komm raus immer nur nach meinem Willen gehen muss. Es sollte einfach mit meinen Werten übereinstimmen.

Und das Engagement bei den Kadetten fällt in diese Kategorie?

Ja. Aber es muss für beide Seiten stimmen. Nicht nur für mich. Man muss die gegenseitigen Erwartungen einfach im Vorfeld besprechen.

Wie sehen die Erwartungen hier aus?

Dass die Ansprüche hier höher sind und deutlicher eingefordert werden als anderswo. Und darum fand ich, dass das eine spannende Herausforderung ist. Hier kann ich neue Erfahrungen sammeln.

Wenn man böse sein will, könnte man sagen: Bei den Kadetten können Sie nur verlieren. Alles andere als der Meistertitel wäre eine Niederlage.

Natürlich. Dass das nicht ganz einfach ist, zeigt die bisherige Saison. Ich finde es allerdings eine reizvolle Aufgabe, gerade in der eher schwierigen Situation.

Sie sind 64. Ein verdienter Trainer. Sie müssten nicht als Notnagel für sechs Monate einspringen. Warum tun Sie sich das trotzdem an?

Wenn es darum ginge, mir etwas anzutun, hätte ich das nicht gemacht. Und wenn man eine Leidenschaft für eine Sache hat, hört die ja nicht von einem Tag auf den anderen auf. So ist das bei mir und dem Handball. Das Abenteuer Spitzensport, mit all seinen Vor- und Nachteilen, will ich nochmals erleben.

Was, wenn Sie scheitern?

Diese Frage gehört auch dazu. Natürlich schmerzte es mich, wenn der Meistertitel nicht gelingen würde. Und natürlich ginge ich dann nicht gleich zur Tagesordnung über. Aber der Sport funktioniert halt nur, weil man auch mal verliert. Das ist part of the game.

Nochmals zu den Badensern. Da gibt es viele sehr gute Trainer: Jogi Löw, Ottmar Hitzfeld, Christian Streich. Die sind jedoch alle beim Fussball gelandet. Was ist bei Ihnen schiefgelaufen?

Da ist wirklich etwas schiefgelaufen. Beziehungswise bin ich es, der schief läuft; ich habe ein künstliches Fussgelenk. Warum? Ich spielte ursprünglich Fussball –

«Einen Badenser darfst du keinen Schwaben schimpfen»

und wäre auch dort geblieben, wenn ich nicht eine schwere Verletzung erlitten hätte. Mit 14 oder 15, ich war Mittelstürmer, wurde mein Fuss vom gegnerischen Torhüter grausam malträtiert.

Was war kaputt?

Es waren mehrere Bänder gerissen. Und der Fuss blieb enorm instabil – so kam ich sogar um die Bundeswehr herum. Der Arzt meinte: «Fussball, bei den Äckern? Lass die Finger davon!» Also kam ich zum

Handball. Der Hallenboden war viel besser für meinen Fuss. Dann ging alles sehr schnell. Mit 17 spielten wir vom regionalen Amateurklub gegen ein Profiteam aus Jugoslawien; sie hatten drei aktuelle Olympiasieger auf dem Feld. Da merkte ich: So weit bin ich, vom Niveau her, gar nicht von denen weg.

Um 1980 galten Sie als bester linker Flügel der Welt.

Ach, fürs Ego war das ganz nett. Aber sonst ...

Leben konnten Sie von diesem Titel nicht.

Nein. Es gab einen kleinen Nebenverdienst. Mehr nicht.

Sie haben Mathematik und Sport studiert und als Lehrer gearbeitet.

Genau, das ging relativ gut neben dem Handball.

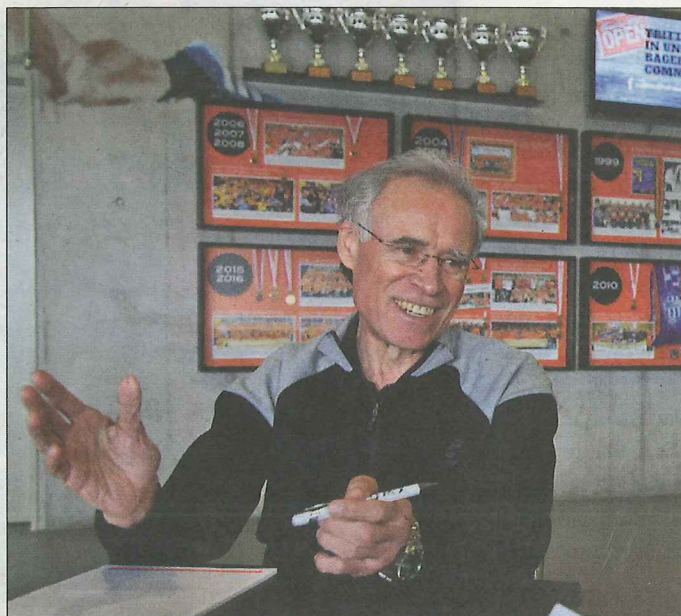
Vor genau 40 Jahren, 1978, wurden Sie mit dem BRD-Nationalteam Weltmeister. 20:19-Sieg im Finale gegen die Sowjetunion. Wurde der Kalte Krieg auf dem Sportplatz ausgefochten?

Was das öffentliche Interesse anbelangte, war der Ost-West-Konflikt durchaus befruchtend. Zuschauerzahlen und Fernsehquoten waren gigantisch. In der Qualifikation für die Olympiade 1976 spielten wir auch gegen die DDR. Das war natürlich ein Systemkampf; es ging darum zu beweisen, dass das eigene System besser ist. Wobei der Druck für die Spieler der DDR grösser war. Das Match hatte Systemrelevanz.

Sie gewannen knapp gegen die DDR.

Und zwar in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz. Weil man dem anderen System relativ viel zugetraut hatte, reisten wir erst am Spieltag an. Und bevor wir über die Grenze fahren, assen wir noch etwas. Damit es auch ja zu keiner Nahrungsaufnahme auf der anderen Seite kam. Das Spiel selbst war dann nicht schön anzusehen. Viel Krampf, nervöse Spieler, pfeifendes Publikum.

Apropos Krampf: Heute, als Trainer, wirken Sie sehr ernst an der Seitenlinie.



Lockerer im Gespräch als beim Spiel: Arno Ehret im Foyer der BBC-Arena. Foto: Peter Pfister

Ich würde sagen: konzentriert. Das Spiel ist komplex. Es passiert unglaublich viel in enorm kurzer Zeit. Toujours bewegt sich was. Das mag als ernst aufgenommen werden. Ich würde mich aber nicht wohlfühlen, wenn ich wie Jürgen Klopp am Spielfeldrand herumtoben würde.

Zu viel Theater?

Als Spieler war ich beleidigt, wenn ein Trainer meinte, er müsse mich motivieren. Damit unterstellt er mir ja, ich sei nicht motiviert. Geholfen hat mir das auch nie. Ich will die Spieler in die Pflicht nehmen, sie müssen Verantwortung übernehmen. Führung hat viel mit Gegenseitigkeit zu tun.

Sie sind in den 60er-Jahren aufgewachsen. Eine Zeit, in der Autoritäten infrage gestellt wurden, in der man viele Bereiche demokratisieren wollte. Muss man Ihr Credo der Gegenseitigkeit in diesem Zusammenhang sehen?

Gar nicht, nein. Ich bin in einer unglaublich autoritären Umgebung aufgewachsen. Und der damalige Spitzensport war fast militärisch organisiert. Da wurde befohlen, und man hatte zu parieren. Ich komme also eher aus dieser Ecke. Dennoch betone ich die Gegenseitigkeit. Und manche Entscheide sind auch nicht schön für mich. Zum Beispiel, wenn ich einen Spieler auf die Bank setzen muss. Da tue ich mich auch noch in meinem Alter schwer, weil ich sehe, dass es den anderen schmerzt.

Sie selbst mussten während Ihres wichtigsten Spiels kurzzeitig raus: Beim WM-Finale 1978 war Ihr Trainer nicht zufrieden, weshalb er Sie für einige Minuten vom Feld nahm.

Das war ein entscheidender Moment. Kein Spieler hat das Recht, Spielzeit einzuklagen. Spannend war: Mein Zimmerkollege wurde für mich eingewechselt. Der hat dann gleich drei entscheidende Tore geschossen. Eines davon aus einer ungewöhnlichen Position im Rückraum.

Da dachte ich mir: Warum mache ich das nicht auch so? Als ich wieder reinkam, nahm ich mir das vor. Die Russen, allesamt Zwei-Meter-Brocken, hatten nicht damit gerechnet, dass ich mit meiner Zwergengrösse von 1,78 aus der Distanz abziehen würde. Und dann isch der halt no inegheid. Was beim Endstand von 20:19 nicht ganz unwichtig war.

Zurück in die Gegenwart. Sie sind hauptsächlich als Unternehmensberater tätig. Daher sind Sie nicht bei allen Trainings der Kadetten dabei. Ist das ein Nachteil?

Nein, im Gegenteil: Einer Mannschaft tut es gut, den Cheftrainer nicht bei jeder Einheit dabei zu haben. Das kann neue Impulse geben.

Laut Webseite sind die Credit Suisse, Daimler Chrysler, der Europapark in Rust oder die St. Galler Kantonalbank unter Ihren Kunden. Was lehren Sie diese Firmen?

Vor allem Teamentwicklungsgeschichten und Führungscoachings.

Heute beginnen die Playoffs gegen Suhr-Aarau. Die Finalrunde hat Ihr Team nur auf Rang 3 abgeschlossen. Was liegt drin?

Wir hatten bisher sehr wechselhafte Auftritte. Jetzt müssen wir eine Playoff-Atmosphäre kreieren. Alles andere als der Meistertitel würde unseren Ansprüchen nicht gerecht werden.

Das Wichtigste zum Schluss: Werden Sie sich einen Playoff-Bart wachsen lassen?

Nein, sicher nicht. Bei den Jungs akzeptiere ich jegliche Verrücktheit. Aber ich habe meine Prinzipien: kein Bart, keine langen Haare.



«Als Spieler war ich beleidigt, wenn mich ein Trainer motivieren wollte»: Ehret an der Seitenlinie, hier gegen Suhr-Aarau, 15. März 2018. Foto: Stefan Kiss